

Wöchentliche Beilage zur Eborner Ostdeutschen Zeitung.

№ 36. 1889.

Hoher Einsatz.

Roman von Ludwig Sabisch.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Marchese Vietri wurde den Gedanken nicht los, daß Josipovic irgend etwas Feindseliges gegen ihn im Schilde führe, und daß hinter seiner großen Zärtlichkeit eine Gefahr für ihn laure. Der Italiener war nicht so harmlos und gutmütig, wie früher sein Schwager, um nicht den wahren Charakter des Slavoniers sofort zu durchschauen.

Als Beide um die Gunst der Comtesse Margareth warben, hatte er sogleich in ihm einen gefährlichen Gegner erkannt, der vor nichts zurückscheute, wenn es die Erreichung irgend eines Zieles galt. Sie hatten sich Beide damals im Stillen gemessen, und Jeder von ihnen mochte sich für den Ueberlegeneren gehalten haben. Es lebte in ihnen derselbe rücksichtslose Egoismus, nur war das Wesen des Slavoniers weit kälter und berechnender, während der Italiener sich leicht von seinem heftigen Temperament hinreißen ließ, aber doch nicht jener Gutmütigkeit entbehrte, die man seinem Volke in der Regel nachrühmen kann. Gerade, weil auf dem Grunde ihrer Seelen eine gewisse Uebereinstimmung lag, weil sie Beide den sieberhaften Drang empfanden, sich in der Welt die glänzendsten Glücksgüter zu erjagen, ahnte der Marchese die Gefahr, welche ihm von seinem Freunde drohte. Josipovic hatte sich gar zu geflissentlich an ihn herangeschlingelt, sich zu geschmeidig und liebenswürdig gezeigt, um in dem ohnehin

so leicht zu Mißtrauen geneigten Italiener nicht den Gedanken zu wecken, der Slavonier verfolge damit irgend eine böse Absicht. Welche? Das wußte der Marchese freilich noch nicht; er wußte nur so viel, daß er im Verkehr mit seinem „lieben Freunde“ die größte Vorsicht zu beobachten und ihn weit weniger aus den Augen zu lassen hatte, als selbst den immerhin harm-

losen Baron und seine übermüthige, zu jeder Tollheit leicht aufgelegte Gattin.

„Wo wollen wir morgen hin?“ hatte die Marchesa gefragt, als sie eben von einem größeren gemeinschaftlichen Ausfluge zurückgekehrt waren.

Der Chevalier erwiderte darauf lächelnd: „Willst Du immer weiter schweifen, sieh' das Gute liegt so nah.“ Sie haben den Wasserfall

von Varese noch nicht gesehen, und der ist entzückend schön.“

„Dann müssen wir hin,“ sagte Etelka lachend. „Und bringen Sie meinen Schwager zu der Parthie mit, er ist heute treulos ausgeblieben; aber er darf morgen nicht fehlen. Sie stehen dafür,“ fügte sie in ihrer lecken, übermüthigen Weise hinzu, mit der sie früher all' ihre Verehrer beherrscht hatte und die sie noch immer nicht abzulegen vermochte. Auch den Chevalier behandelte sie stets wie Einen aus ihrem ehemaligen Gefolge, und er ließ es sich gern gefallen, obwohl sie offen genug durchschimmern ließ, daß er ihr im Grunde wenig sympathisch sei.

Der Marchese runzelte wohl insgeheim ein wenig die Stirne über die lebhaftige Einladung seiner Frau; aber er wagte mit keinem Wort zu widersprechen. Seitdem Etelka wußte, daß sie eine reiche Erbin, war die geheime Furcht, die sie vor ihrem Gatten gehegt, verschwunden. Sie hatte sich rasch wieder die Herrschaft über ihn zurückerworben, wußte sie doch, wie werth ihm nunmehr ihr Leben war, und wie ängstlich und besorgt er wurde, sobald sie nur über das geringste Unwohlsein klagte. Sie war klug genug, um ihren Gatten zu durchschauen und zu erkennen, daß ihn die ihr zugefallene Erbschaft stolz und glücklich machte. Etelka



Verwundetes Schmalreh von Koltraben angefallen. (S. 288)

fragte freilich sehr wenig darnach, sie wollte leben, lustig sein, und so kurz auch ihre Ehe erst war, und so sehr sich der Marchese in Aufmerksamkeit und Bärtlichkeiten gegen sie erschöpfte, hatte sie doch schon jetzt Stunden, wo sie sich nach der Arena und dem tollen, übermüthigen Dasein zurücksehnte, das sie damals geführt. Ohne die geheime Schwärmerei für ihren Schwager würde sie dies Stillleben noch weniger ertragen haben; aber diesen Mann zu sehen und zu sprechen, dessen bloße Photographie schon ihr lebhaftes Interesse erregt hatte, machte jetzt ihr ganzes Glück aus. Sie liebte ihn nicht, behüte; sie redete es sich täglich ein, daß sie wirklich nur die herzlichste Freundschaft für ihn empfinde; aber er war der Mann ihrer Schwester, die sie leider nie gesehen, er hatte Jene grenzenlos geliebt, wie es allgemein hieß, und sie glaubte sich ihm zu Dank verpflichtet. Zu gleicher Zeit wurde ihr romantischer Sinn seltsam davon berührt, daß sie gerade für einen Mann geschwärmt hatte, der sich später als ihr Schwager erweisen sollte. Das blieb doch sehr merkwürdig. —

Die Marchesa schenkte dem Chevalier ein dankbares Lächeln als er wirklich am anderen Tage zur verabredeten Stunde mit dem Baron erschien.

„Aber warum hast Du Dich gestern nicht sehen lassen?“ wandte sie sich dann sogleich lebhaft an ihren Schwager, und noch ehe dieser irgend eine Entschuldigung vorbringen konnte, setzte sie hinzu: „Ich lasse keinen Hinderungsgrund gelten. Du hast Dich jeden Tag pünktlich bei uns einzufinden, das ist Deine Pflicht. Meinst Du nicht auch?“

Und obwohl der Marchese diese Frage am liebsten verneinend beantwortet hätte, entgegnete er doch mit der ganzen Höflichkeit des Weltmanns: „Selbstverständlich, Du machst uns glücklich damit.“

Etella drängte zum Ausbruch. Da sie gehört, daß es bis zum Voresefall kaum eine Stunde sei, so hatte sie darauf bestanden, den Weg zu Fuß zurückzulegen, obwohl ihr Gatte den lebhaftesten Widerspruch dagegen erhob. Er hatte, wie viele Italiener, eine entschiedene Abneigung gegen Fußwanderungen und hielt sie jedenfalls für lächerlich, wenn man das Glück hatte, über Wagen und Pferde verfügen zu können. Wollte sie ihn mit ihrem albernem Einfall wieder einmal nur necken und ärgern? Oder geschah es in der Absicht, desto länger und bequemer mit dem Baron zu plaudern?

Der Marchese mußte zu seinem Unmuth das Letztere annehmen, denn kaum waren sie vor die Thüre der Villa getreten, da wandte sich Etella zu dem Baron mit den Worten: „Gib mir Deinen Arm, Schwager, und erzähle mir zunächst, wo Du gestern gesteckt hast? Mein Mann und der Chevalier sind ja doch unzertrennlich und gehen zusammen,“ setzte sie lachend hinzu und warf dabei ihrem Gatten einen neckend übermüthigen Blick zu. Diesem blieb nun natürlich nichts Anderes übrig, als mit liebenswürdigem Eifer die Behauptung einer Gemahlin zu bestätigen und an der Seite seines „theuren Freundes“ dem voranschreitenden Paar zu folgen.

Er zeigte sich freilich in der Unterhaltung mit Jospovic ziemlich zerstreut, denn seine ganze Aufmerksamkeit war zunächst darauf gerichtet, von dem Gespräch der Anderen so viel wie möglich aufzufangen. Was er hörte, war harmlos genug; so viel er davon verstehen konnte, erzählte Ehrenreich von seinen Reisen in Italien, die sonst so lebhaft Etella hörte höchst aufmerksam zu und ließ nur dann und wann eine Bemerkung dazwischen fallen, ein deutlicher Beweis, wie sehr sie dadurch gefesselt wurde.

Nach halbstündiger Wanderung hatte man den Wasserfall erreicht, und nun stand man

vor einem wild-grotesken Naturschauspiel, das auf Jeden in der That einen tiefen Eindruck machen mußte. Der Bach rollt hier aus einer schmalen Felsenpalte hervor, stürzt ein Stück hinunter, plötzlich stellt sich ihm eine breite, gewaltige Gesteinsmasse in den Weg; es scheint, als habe er sie erst im wilden Troße durchbohren müssen und vielleicht Jahrtausende zu diesem Titanenwerk gebraucht: aber endlich ist es ihm gelungen, denn jetzt schäumt der Strom weiter unten, am Ende des Felsens, noch mächtiger und übermüthiger hervor, als sei er stolz auf das, was er erreicht, um sich endlich in die graue Tiefe zu stürzen.

„Das ist wirklich großartig!“ rief Etella voll Bewunderung aus, obwohl ihr Wort in dem Tosen und Brausen des Wasserfalles verhallte.

Der Eindruck war auf Alle so mächtig und überwältigend gewesen, daß man auf dem Rückwege noch lange begeistert davon sprach, und selbst der Marchese seine eifersüchtigen Gedanken wenigstens auf einige Augenblicke vergessen zu haben schien, denn er betheiligte sich bei der Unterhaltung sehr lebhaft, die man nun in dem kleinen Häuschen führte, wo ein Fremdenbuch auslag und Jeder seinen Namen eintrug.

„Wenn ich Dichter wäre, würde ich den Wasserfall besingen,“ sagte die Marchesa, und sich neckend an den Chevalier wendend und ihm die Feder haltend, setzte sie in ihrer feinen Weise hinzu, mit der sie gewohnt war, eine Bitte als Befehl auszusprechen: „Da, machen Sie geschwind einen Vers. Ich weiß, Sie können Alles.“

Jospovic nahm die Feder aus ihrer Hand, sann einen Augenblick nach und schrieb dann ohne Zögern:

„Um wieder Himmelslicht zu trinken,
Brach hier der Bach wie ein Titan
Durch Felsgestein sich trotzig Bahn —
Und bald darauf in's Nichts zu sinken . . .“

„Ach, das klingt sehr traurig!“ bemerkte Etella, die dem Chevalier neugierig über die Schultern geblickt, um sogleich zu lesen, was er geschrieben hatte. „Wer wird ein solcher Pessimist sein, so nennt ihr ja die wunderlichen Menschen, die Alles auf der Welt schlecht und werth finden, daß es untergeht. Ich liebe das Leben und will vom ‚Nichts‘ nichts wissen —“ und sie stieß ihr übermüthiges, glückliches Lachen aus.

Der Baron hatte fast dasselbe gedacht, was Jospovic in seinen gereimten Zeilen ausgesprochen, aber seltsam genug, er mochte seine Zustimmung jetzt doch nicht offen äußern. Es lag etwas so Fremdes zwischen ihnen, über das er sich selber keine Rechenschaft geben konnte, und selbst der innige Verkehr zwischen seinem Freunde und dem Marchese weckte in ihm nicht das Gefühl der Eifersucht. Früher würde er darüber sehr unglücklich gewesen sein.

„Bist Du nicht auch meiner Meinung?“ wandte sich die Marchesa lebhaft zu ihrem Schwager, um den plötzlich schweigsam gewordenen wieder in das Gespräch zu ziehen.

„Man lernt in Italien das Leben wieder lieben und seinen Werth schätzen,“ entgegnete Ehrenreich.

„Bravo, das gefällt mir weit besser, als Ihre traurige Weisheit, Chevalier,“ rief Etella und klatschte lustig in die Hände; „aber die Wanderung hat mich durstig gemacht, gibt's hier nichts zu trinken?“

„In Varese finden wir eine kleine Schänke, sie sieht zwar sehr unansehnlich aus, doch der Wein ist dort vortrefflich.“

„Dann brechen wir auf,“ sagte die Marchesa in guter Laune. „Kommen Sie jetzt an meine Seite, Herr Chevalier, ich will versuchen, ob ich Sie nicht von Ihrer abscheulichen Welt-

anschauung kuriren kann,“ und sie nahm Jospovic's Arm.

„Gib Dir keine Mühe, Etella,“ bemerkte ihr Gatte. „Unsern Freund bekehrst Du nicht mehr.“

Der Marchese war sichtlich darüber erfreut, daß seine Frau es endlich aufgab, mit ihrem Schwager zu kokettiren, und er begann jetzt sogleich, in seiner liebenswürdigen Weise seinen neuen Begleiter in ein eifriges Gespräch zu verwickeln.

Die Schänke war bald erreicht und machte in der That keinen sehr empfehlenden Eindruck. In dem dunklen, zur ebenen Erde gelegenen Raume schien nicht gerade die höchste Sauberkeit zu herrschen, und Alles sah hier wüst und ärmlich aus.

„Es ist hier Alles etwas primitiv, aber der Wein, den wir bekommen werden, ist wirklich ausgezeichnet,“ versicherte Jospovic, als er sah, daß die Marchesa jetzt doch einen Augenblick abgerte, diesen schmutzigen, finsternen Raum zu betreten.

„Ach, was brauch' ich mich davor zu scheuen,“ entgegnete Etella nach kurzem Schwanken, „ich habe ja in meiner Jugend nicht in noch elenderen Spelunken herumtreiben müssen, und wenn ich daran denke, vergesse ich auf der Stelle alle vornehmen Anwandlungen.“ Lachend, ohne weiteres Schwanken überschritt sie die Schwelle, dem folgenden Paar noch wie zur Ermuthigung zurufend: „Stoßt euch nicht an das bescheidene Aussehen dieser Herberge, der Wein ist dafür um so ausgezeichnet, wie mir der Chevalier noch einmal hoch und theuer versichert hat.“

Der Marchese sowohl wie Baron Ehrenreich nahmen auch wirklich an der bescheidenen Locanda keinen Anstoß, sie wußten aus Erfahrung, wie man hier zu Lande oft gerade in schmutzig und übel aussehenden Schänken den vorzüglichsten Wein findet, und sie spürten ebenfalls die Sehnsucht nach einem guten Trunk.

Es war zu dieser Stunde kein Gast weiter in dem finsternen Raume, der sein Licht ganz allein von der offen stehenden Thüre empfing. Jospovic hatte bereits den Wirth herbeigerufen; er befahl ihm, das Beste zu bringen, was er in seinem Keller aufzuweisen habe, und der Mann verschwand, um rasch mit zwei Flaschen Wein zurückzukehren, von denen er versicherte, sie würden gewiß den Beifall der gnädigen Herrschaften finden.

Der Wein machte wirklich der Empfehlung des Chevaliers alle Ehre, er war ausgezeichnet. Man ließ sich Butter und Käse bringen, und bei diesem bescheidenen Frühstücksmahl mundete Allen der edle Rebensaft so, daß man bald in der heitersten Stimmung war. Die Marchesa besonders ließ ihrer übermüthigen Laune den Zügel schießen; sie trank mehr als gewöhnlich und konnte heute wieder einmal, zum heimlichen Verdruß ihres Gatten, ihre bewegte Vergangenheit nicht verleugnen. Der Chevalier that Alles, ihre Lustigkeit noch zu steigern — er mußte bereits zu viel getrunken haben, denn er war noch niemals so aus seiner fühlen, vornehmen Haltung herausgegangen, wie heute. Er stieß immer von Neuem mit der Marchesa und seinen beiden Freunden an, damit sie ihm Bescheid thun sollten.

Die ersten zwei Flaschen waren bald geleert, und Jospovic befahl sogleich dem Wirth, zwei neue herbeizubringen; „aber ja wieder von derselben Sorte,“ setzte er vorsichtig hinzu. Obwohl der Marchese jetzt an den Ausbruch mahnte, wollte seine Gemahlin davon nichts wissen und erklärte, daß sie sich lange nicht so gut belustigt habe, als in dieser Spelunte, die sich wenigstens rühmen könne, einen vortrefflichen Wein zu besitzen. Dem Marchese blieb weiter nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu zeigen und sich dem Willen seiner Gattin

zu fügen, ja, er sprach jetzt der Flasche mehr zu, als die Anderen, vielleicht um seine Gedanken zu zerstreuen. So kam man auch diesen Flaschen nur zu rasch auf den Grund, und die Stimmung der kleinen Gesellschaft wurde immer heiterer. Niemand erhob einen Widerspruch, als der Chevalier einen neuen Erfaß bestellte.

Man trank, lachte und scherzte, und selbst der Baron zeigte sich durch den genossenen Wein sehr angeheitert. Das tolle, übermüthige Wesen seiner Schwägerin erregte heute nicht, wie es sonst wohl geschehen wäre, sein Mißfallen, und er wurde unwillkürlich von ihrer Lustigkeit mit fortgerissen. Auf den Marchese dagegen schien endlich der Wein einschläfernd zu wirken; er lehnte sich auf seinem Stuhle zurück und schloß von Zeit zu Zeit die Augen, ohne sich noch weiter an der Unterhaltung zu betheiligen. Von den Anderen wurde sein Schweigen zuerst nicht bemerkt, und als Etelka endlich aufmerksam wurde, rief sie ihrem Gatten ermunternd zu: „Du trinkst ja nicht mehr! Bist Du schon benebelt?“

Der Marchese schien sich bei dieser Frage gewaltsam aus seiner Schläfrigkeit aufzurütteln, denn er entgegnete eifrig: „Ach, wo denkst Du hin?“ aber bald darauf schloß er schon wieder die Augen.

Josipovic wollte von Neuem die Gläser füllen, aber Ehrenreich behielt noch so viel Vernunft, um jetzt zum Ausbruch zu mahnen, denn er begann zu fürchten, daß seiner Schwägerin der Wein doch gefährlich werden könne. Wie gern auch Etelka noch länger geblieben wäre, so war sie doch sogleich bereit, sich dem Willen ihres Schwagers zu fügen. Hätte ihr Mann diesen Wunsch ausgesprochen, dann würde sie gewiß lebhafte widersprochen haben. Sie erhob sich rasch, und wie Ehrenreich nunmehr bemerken konnte, war seine Befürchtung unbegründet. Sie zeigte sich plötzlich wieder so besonnen und ruhig, als ob sie nichts oder sehr wenig getrunken hätte. Weit mehr Mühe kostete es dem Marchese, auf die Beine zu kommen; als er jetzt von seinem Stuhle aufstand, gerieth er in's Taumeln, und zur großen Heiterkeit seiner Gattin mußte er sich an den Tisch anklammern, um nicht umzufallen. Im nächsten Augenblick kamen ihr aber doch Bedenken, und sie flüsterete Ehrenreich zu: „Das ist eine nette Geschichte! Was sollen wir mit ihm anfangen?“

„Sei ohne Sorge: Svetozar und ich nehmen ihn in unsere Mitte.“

„Selbstverständlich!“ entgegnete Josipovic, „aber ich habe noch einmal eingeschneit und Jeder von uns muß noch sein Glas leeren, wir dürfen diesen Göttertrank nicht stehen lassen. — Auf eine Zukunft, so voll Glück und Frohsinn, wie unser heutigcs Zusammensein es war, Frau Marchesa!“

Er erhob sein Glas und stieß mit Etelka an, die lachend entgegnete: „Sie haben Recht. Nun trinket alle Keigen aus, die letzte muß heraus!“ heißt es nicht so im Liede?“

Sie wollte ihr Glas an die Lippen setzen, da griff ihr Mann darnach und entzog es ihr mit einer raschen, geschickten Bewegung. Der Marchese war plötzlich ganz verändert; von schläfriger Trunkenheit zeigte sich bei ihm nicht mehr die geringste Spur; er stand fest auf den Beinen und mit hoch erhobnem Haupte und seltsam funkelnden Augen wandte er sich zu dem Slavonier: „Dies Glas Wein werden Sie trinken, mein Herr!“ und seine Stimme klang fest und drohend.

Etelka so wenig wie ihr Schwager wußten, was sie von diesem Auftreten zu denken hatten. Wahrscheinlich war Vietri in der That betrunken und wollte nun in seinem Rausch einen Streit vom Zaune brechen, da manche Menschen in einem solchen Zustande äußerst händelsüchtig

werden. Josipovic mochte wohl dasselbe denken, denn er entgegnete ruhig: „Herr Marchese, dies Glas gehört Ihrer Frau Gemahlin, und es wäre von mir sehr unhöflich —“

„Ich will, daß Sie es austrinken, und zwar auf der Stelle!“ unterbrach ihn Vietri in befehlendem Tone, und die Zornesader auf seiner Stirn schwoh mächtig an.

„Ich wüßte wahrhaftig nicht,“ erwiderte der Chevalier achselzuckend, „wie ich dazu kommen sollte.“

„Sie trinken auf der Stelle dieses Glas aus! Ich will es! Sie müssen!“ rief der Marchese immer energischer und drohender und seine Augen funkelten wie mit zwingender Gewalt dem Slavonier entgegen.

„Wenn Sie denn durchaus wollen,“ sagte der Chevalier mit einem ruhigen Lächeln, und als sei er geneigt, sich um des lieben Friedens willen in die höchst wunderliche, wenn nicht geradezu beleidigende Zumuthung Vietri's zu fügen, nahm er ihm das Glas aus der Hand; aber anstatt es an seine Lippen zu setzen, goß er seinen Inhalt mit einer raschen Bewegung und mit den Worten an die Erde: „Dann wollen wir den edlen Trank den unterirdischen Göttern weihen!“ Dabei warf er das Glas zu Boden, daß es zerbrach.

Nun kannte die Wuth des Marchese keine Grenzen. „Schurke! Warum hast Du nicht getrunken? Denkst Du, ich habe Dich aus den Augen gelassen und nicht bemerkt, daß Du etwas in das Glas meiner Frau geschüttet hast, so vorsichtig Du es auch gethan; es war Gift! — Du wolltest sie beseitigen, wie Du ihre Schwester beseitigt hast; aber Du siehst, nichtswürdiger Hund, daß ich doch noch klüger bin, als Du gedacht hast!“ und er stieß ein höhnisches Gelächter aus. Vietri hatte diese unerhörten Anschuldigungen mit der ganzen Geläufigkeit einer italienischen Zunge hervorgeschleudert, und weder der Baron noch Etelka wußten in der ersten Bestürzung, was sie von diesem Auftreten denken sollten.

Vielleicht zum ersten Male in seinem Leben verlor der Slavonier die ruhige, klare Besinnung, die er sonst zu allen Zeiten und bei jeder Gelegenheit sich zu bewahren wußte; der Angriff kam zu plötzlich, zu unerwartet, und sein sonst so kaltes Blut begann heißer zu siedeln. Während sein Gesicht eine Todesblässe bedeckte, rief er mit dem letzten Rest von Selbstbeherrschung: „Sie sind berauscht, Marchese, und so will ich Ihnen verzeihen, obwohl —“

„Berauscht?“ lachte der Marchese auf. „Ich will Dir zeigen, wie nüchtern ich bin, indem ich Dich für Deinen Schurkenstreich züchtige, wie Du es verdienst.“ Der Zornige schlug mit der geballten Faust dem Chevalier in das Gesicht, daß sogleich das Blut hervorquoll, und er schien nicht übel Lust zu haben, seine Schläge zu wiederholen, denn er erhob schon wieder den Arm.

Da stieß Josipovic einen Schrei aus wie ein wildes Thier; das war zu viel, nun kannte seine Wuth keine Grenzen. Blühschnell hatte er eines der großen, auf dem Tische liegenden Messer ergriffen, und ehe der Marchese diese Bewegung bemerkte und dem gefährlichen Angriff auszuweichen vermochte, hatte der Slavonier die Mordwaffe tief in die Brust seines Gegners gestoßen.

„Ah, Canaille!“ keuchte der Marchese und sank taumelnd, blutüberströmt in die Arme des Barons, der gerade noch Zeit hatte, ihn aufzufangen.

„Mein Gott, was habt ihr gethan!“ rief dieser ganz bestürzt und tief erschüttert.

Auch Etelka war bei diesem plötzlichen gräßlichen Auftritt völlig fassungslos; die lustigen Geister des Weines, die doch wohl durch ihren Kopf geschwirrt haben mochten, waren plötzlich

mit einem Schläge verschwunden. Sie beugte sich weinend über ihren erbleichenden Gatten und suchte mit ihrem Taschentuch das Blut zu stillen, das unaufhörlich aus der Wunde hervorquoll, während sie zu gleicher Zeit ihm lieblosende Worte zuflüsterte. Zum ersten Male fühlte sie, daß er ihr doch nicht ganz gleichgültig sei.

„Nanni, er wollte Dich vergiften, wie er Deine Schwester vergiftet hat,“ keuchte der Marchese mühsam hervor, und als seine Gattin eine ungläubige Bewegung machte, fuhr er hastig fort: „Es ist so, wie ich sage; ich habe ihn gleich durchschaut, er wollte Dich ebenfalls beseitigen, weil er auf Comtesse Margareth Jagd macht und ihr dann allein die reiche Erbschaft zufiel. Er hat heimlich Gift in Dein Glas geworfen, ich hab' es längst geahnt. Daß er auf eine solche Gelegenheit lauerte, und spielte deshalb den Betrunknen. Ich war schlauer, als er, und doch —“ Weiter vermochte er nicht zu sprechen. „Nanni,“ lispelte er noch einmal mit erbleichenden Lippen, und seine brechenden Augen ruhten voll Bärtlichkeit auf seiner Gattin, dann zuckte er krampfhaft zusammen und hauchte in den Armen des Barons seine Seele aus.

21.

Der lustige Spaziergang hatte sehr traurig geendigt. Als Josipovic bemerkte, daß er seinen Gegner tödtlich getroffen habe, war sein Wuthanfall plötzlich wieder verflogen und er zeigte sich so vornehm-kühl und ruhig wie immer. „Das wollte ich nicht,“ äußerte er zu den Beiden, die sich um den Sterbenden bemühten. „Er hatte mich zu gröblich insultirt und sollte dafür einen kleinen Denzettel haben, der nun freilich schlimmer ausgefallen ist, als ich beabsichtigt; aber er war der angreifende Theil,“ und er fuhr sich dabei mit dem Taschentuch über das blutende Gesicht. Da Niemand ihm auf seine Bertheidigungsrede antwortete, setzte er mit einem Achselzucken hinzu: „Ich bedaure den unglücklichen Vorfall sehr und werde ihn sofort selbst zur Anzeige bringen.“ Mit einer höflichen Verbeugung gegen die Zurückbleibenden verließ er den finsternen Ort, der zum Schauplatz eines so düsteren Drama's geworden war.

Der Chevalier schritt langsam die Dorfstraße weiter; zuweilen blieb er stehen, um darüber nachzusinnen, was er beginnen solle. Dann schwirrte ihm der Gedanke an rasche Flucht durch den Kopf, aber er verwarf ihn wieder. „Wozu, damit würde ich Alles verderben! Ich habe ihn getödtet, aber es war Nothwehr und ich hatte gar nicht die Absicht.“

(Fortsetzung folgt)

Der Kolkkrabe.

(Mit Bild auf Seite 281.)

Der größte und stärkste unserer einheimischen Raben ist der Kolkkrabe, welcher vorzugsweise in Gebirgen und ausgedehnten Waldungen lebt, wo er auf sehr hohen Bäumen oder in Felsenritzen nistet und nur paar- oder familienweise, nie aber in großen Flügen erscheint, wie die Krähen. Er ist einer der schönsten Vögel seiner Sippe, besonders kenntlich an seiner Größe, seinem langen Schwanz, welcher von den Flügelspitzen beinahe bedeckt wird, und seinem glänzend schwarzen Gefieder. Der Kolkkrabe ist ein sehr gefräßiger Vogel und nährt sich besonders von jungen Vögeln, jungen Hasen, Mäusen, Eichhörnchen, Schneden, Eiern und Aas. Wenn er Hunger hat, stößt er auch auf alte Hasen, auf junge Rehe und Wildkälber und verfolgt namentlich alles kranke und verwundete Wild mit einer ungeheuren Zähigkeit und Energie. Es ist merkwürdig, wie schnell die Kolkkraben zur Hand sind, wenn irgendwo ein Hase oder junges Reh verwundet worden ist, und ihnen nun als gute Beute erscheint. Eine derartige Scene mit einem Schmalreß, dem ein Vorderlauf abgeschossen ist und das nicht mehr weiter kommen kann, stellt unser Bild auf S. 281 in ergreifender Weise dar.



Bilder aus dem Badeleben in Sylt. (S. 286)

1. Am Herrenstrand. 2. Am neutralen Strand. 3. Picnik in den Dünen. 4. Jagd und Fischfang im Wattenmeer.



Der Minnesänger Heinrich Frauenlob wird von den Mainzer Frauen und Jungfrauen zu Grabe getragen. (S. 286)

Das Badeleben in Sylt.

(Mit Bild auf Seite 284.)

Die größte unter allen deutschen Nordsee-Inseln ist Sylt, welches zu den nordfriesischen Inseln gehört und als Seebadeort einen von Jahr zu Jahr stärker werdenden Besuch aufzuweisen hat. Hauptbadeort auf der 12 Kilometer langen und sehr schmalen Insel ist das auf der Westseite liegende, erst 1858 zum Seebade eingerichtete Dorf Westerland mit dem 1878 eröffneten Konversationshause. Von hier fährt ein mit Brettern belegter Fußweg über die Dünen nach dem Strande, wo sich rechts (nördlich) das Herrenbad (Skizze 1 auf dem Bilde S. 284) und links (südlich) das Damenbad befindet. Das Baden findet am Vormittag statt und füllt mit der darauffolgenden Promenade am Strande diesen Theil des Tages aus, aber es ist auf Sylt dafür gesorgt, daß man auch den Nachmittag auf angenehme Weise verbringen kann. Täglich spielt dann am sogenannten neutralen Strande (Skizze 2) die Badekapelle, auch kann man Ausflüge zu Pferd oder Wagen unternehmen. Sehr viel besucht werden namentlich das Morfumer Kliff und die wildromantischen Dünenlandzungen von Vist und Hörnum, und Jeder, der daselbst einmal ein Picnick (Skizze 3) mitgemacht hat, wird stets mit Vergnügen daran zurückdenken. Auch das Vergnügen der Jagd und des Fischfanges (Skizze 4) kann von den Kurgästen ausgeübt werden. Sylt ist kein sogenanntes „Modabad“, aber wer Sinn für Naturschönheiten und ein wirklich gemüthliches Babeln hat, wird die Insel immer gern wieder aufsuchen.

Der Tod des Minnesängers Heinrich Frauenlob.

(Mit Bild auf Seite 285.)

Wer den schönen Rhein hinunterfährt, und das heitere Mainz mit dem herrlichen Dom besucht, der versäumt nicht, im Kreuzgang des letzteren das prächtige Denkmal zu besichtigen, welches Schwantaler's Meisterhand für den Minnesänger Heinrich von Meissen, genannt Frauenlob, gefertigt hat. Diesen Beinamen erhielt der Dichter dadurch, daß er einst in einem Meistersänger-Wettstreit dafür eintrat, das Wort „Frau“ sei ein edlerer und ein höhere Achtung bekundender Ausdruck, als das Wort „Weib“, was ihm die Frauen von Mainz hoch anrechneten. Ueberhaupt hat er viele Sprüche zum Lob der Frauen gedichtet, und als des Sängers Leiche am 30. November 1318 bestattet wurde, waren es nach dem Bericht des Chronisten Albrecht von Straßburg daher Mädchen und Frauen von Mainz, welche sie, wie auf unserem Bilde S. 285 dargestellt, zu Grabe trugen. Viele Hunderte von Mädchen und Frauen knieten zur Seite des Weges, den der Leichenzug bis zu dem Kreuzgang des Domes zurückzulegen hatte. Dort senkten sie des Dichters irdische Ueberreste in die Gruft, bestreuten diese mit Rosen, Epheu und Rebenlaub und begossen sie schließlich mit edlem Wein. Der Grabstein, welchen dem Dichter seine Zeitgenossen über seiner Ruhestätte im Kreuzgang des Domes gesetzt hatten, war 1766 zertrümmert, und ist daher 1842 durch ein neues kunstvolles Marmordenkmal von Schwantaler ersetzt worden.

Das Gratulationsgedicht.

Erzählung

von

Roderich Trenkhors.

1. (Nachdruck verboten.)

Frau Martini blieb vor der letzten Treppe stehen, setzte den Korb nieder und zählte die Glockenschläge, welche in gemessenen Zwischenräumen von St. Sulpice herüberschallten. Sie war eine Sechzigerin mit magerem, freundlichem Gesicht und schlicht geschitteltem grauem Haar, und man sah es ihr an, daß sie in harter Arbeit und unter Entbehrungen aller Art alt geworden war. Das Glück hatte es für zu beschwerlich gehalten, die sechs Treppen bis zu ihrer Dachkammer hinaufzusteigen und ihr ein Zeichen seiner Gunst zuzuwenden; so hatte sie im Leben keinen Unterschied kennen gelernt

und zu müßigen Betrachtungen über ihre Lage hatte sie nie Zeit gehabt.

„Also schon neun Uhr,“ murmelte sie und wollte sich eben anschicken, ihre Pilgerfahrt nach oben fortzusetzen, als sich rechts die weiße Thüre öffnete und in der Spalte ein neugieriger Frauenkopf zum Vorschein kam.

„Ah, Madame Martini, Sie sind's?“ sagte diese zweite weibliche Erscheinung. „Immer fleißig, immer thätig bis in die liebe Nacht hinein, Sie sind doch das Muster einer arbeitssamen Frau für ganz Paris! Wie geht's, Frau Nachbarin?“

„Danke für die gütige Nachfrage!“ sagte Frau Martini, „ich bin zufrieden.“

„Und wie geht's denn dem Herrn Sohn, dem Arthur, wenn man fragen darf? Man sieht ihn ja kaum, sitzt er doch immer hinter den Büchern; er arbeitet gewiß wieder fleißig?“

„Ja, fleißig ist der Arthur, sehr fleißig!“ erwiderte die Wittwe. „Wenn er nur ein klein wenig Glück hätte! Sehen Sie, Frau Nachbarin, die Dichter mit den großen Namen sind neidisch auf ihn und wollen ihn nicht aufkommen lassen, daran liegt's, verlassen Sie sich darauf!“

Die Frau Nachbarin war wohl nicht ganz derselben Meinung, trotzdem nickte sie zustimmend. „Aber viel kann's doch nicht einbringen, das Verfemachen, mein' ich, 's ist 'ne brodlose Kunst, sagen immer die Leute.“

„Das glauben Sie nur ja nicht!“ rief Frau Martini lebhaft, „wo hätte denn Herr Dumas sein Palais her, der war auch einmal so arm wie eine Kirchenmaus! Lassen Sie nur erst meinen Arthur sein Trauerspiel vollendet haben, dann wird Alles gut sein. O, er wird noch einmal ein berühmter Mann werden!“

Das Gespräch würde sich sicher noch weiter ausgedehnt haben, wenn nicht aus der Stube der Frau Nachbarin ein paar derbe Flüche gegen das Weibergeflatsch laut geworden wären. Die Geschwähzige verabschiedete sich eiligst. „'s ist mein Alter, er hat heute wieder seinen schlimmen Tag. O diese Männer, diese Männer!“ Mit diesem Stoßseufzer verschwand sie.

Frau Martini dagegen setzte ihren Weg fort. Oben an der Treppe erwartete sie schon ihr Arthur mit der Lampe. Es war ein schlanker junger Mann mit braunem langen Haar, sogenannten Künstlerlocken, und angenehmem, klugem Gesicht.

„Haft Du Dich wieder mit dem schweren Korb heraufquälen müssen, mein armes Mütterchen!“ sagte er und nahm ihr den Korb ab.

„Wär' er nur schwerer, lieber Junge,“ meinte Frau Martini, „aber ich bringe Dir dafür auch eine gute Nachricht mit. Claire läßt Dich grüßen, sie bleibt acht Tage zu Haus, die Kaiserin ist in dieser Zeit in Fontainebleau und hat andere Rosen mitgenommen.“

„Ei der Tausend!“ rief Arthur überrascht. „Es scheint ja fast, als wollte Madame Fortuna in ihrem unausstehlichen Benehmen gegen mich sich bessern; die Claire bleibt acht Tage zu Haus, nein, das hätte ich nimmermehr erwartet. Aber nun heraus, Mütterchen, mit Deiner Liebesbotschaft, was hat Claire Dir aufgetragen?“

„Sie konnte nicht viel sagen, mein lieber Junge, ihr Vater, Monsieur Rapp, war ja dabei! Aber komm nur hinein in die Stube, die Nachbarsleute horchen gern.“

Das kleine Wohnstübchen, welches Mutter und Sohn betreten, machte bei aller Armlichkeit doch einen ganz behaglichen Eindruck.

„Monsieur Rapp,“ begann die Alte sofort, „war besonders freundlich heute, er hat mir hier das Papier für Dich mitgegeben, er meinte, Du könntest einige Franken bei der Sache verdienen.“

„Her mit dem Scriptum,“ rief der Sohn

launig, „die Kunst geht nach Brod, so war es schon zu allen Zeiten!“ Er entfaltete das Papier und überflog es. „Eine echt kaufmännische Bestellung auf ein Begrüßungsgedicht für fünf Franken netto zum Bezirksfest, womöglich mit politischer Färbung und — humoristisch! Mehr kann man nicht verlangen; nun, was gemacht werden kann, wird gemacht!“

„Ja, und Monsieur Rapp meinte noch,“ sagte Frau Martini, „Du möchtest nicht darüber sprechen, daß Du das Gedicht gemacht hättest, es käme ihm dann auf ein paar Franken mehr nicht an. Er wolle sich wieder damit einen Spaß machen!“

„Verstehe den Spaß schon, verstehe!“ lachte Arthur. „Der guten Krämerseele geküßt nach dem Vorbeer des Dichters; der bisherige Barde des Bezirksvereins, der ehrsame Damenschneider Nichol, ist mir schon spinnefeind, weil er in mir die poetische Quelle seines Konkurrenten sieht. Als ich mich das letzte Mal mit Claire im Tuileriegarten traf, hat er uns Beide gütig genug angeschaut. Aber nun, mein liebes Mütterchen, erzähle von Claire!“

„O, der geht es sehr gut. Ihre Majestät ist sehr freundlich mit ihr; sie spricht mit ihr, wie ich hier so mit Dir spreche, aber das wird sie Dir Alles viel besser selbst erzählen. Sie läßt Dir sagen, wir möchten sie doch Abends, wenn der Alte in seiner Weinstube wäre, besuchen, er kommt erst regelmäßig um zehn Uhr nach Hause.“

„Nun das ist prächtig!“ rief Arthur. „Wir gehen selbstverständlich hin, aber wäre nur erst mein Trauerspiel fertig!“ setzte er melancholisch hinzu.

„Ja, wär's nur erst fertig, mein Sohn!“ seufzte auch die Mutter aus tiefster Seele.

2.

Das Bezirksfest war glücklich vorübergegangen; Papa Rapp hatte mit Arthur's Gedicht große Triumphe gefeiert und auf's Neue den Reiz seines poetischen Konkurrenten, Meister Nichol's, erweckt. Letzterer hatte schon längst die feste Ueberzeugung, daß Rapp mit fremdem Kalbe pflüge; das wußte er recht wohl, daß der dicke Krämer nicht über Nacht zum Dichter hatte werden können, noch daß poetische Gedanken aus Gurken- und Heringstonnen aufzusteigen pflegen, und seinem Spürsinn war es denn auch gelungen, die Quelle zu entdecken, aus welcher Rapp schöpfte.

Es war Abend und die kleine Gesellschaft ehrfamer Bürger, die sich alltäglich in dem Weinstübchen bei St. Sulpice zusammenzufinden pflegte, auch Rapp und Nichol, waren vollzählig beisammen.

„Nein, das muß man unserem Freunde Rapp lassen,“ rief der Rentner Kuchell, „das Verfemachen, das versteht unser Rapp, da thut's ihm Keiner nach, nicht wahr, Nichol?“

Der Angeredete machte ein bitter-süßes Gesicht. „Hm,“ meinte er endlich, „man spürt dem Ursprung der Vieber nicht immer nach. Könnst Ihr's etwa immer sagen, Kuchell, woher die Seine all' ihr Wasser bekommt?“

„Wahr't Eure böse Zunge, Nachbar,“ fuhr der Krämer gluthroth im Gesicht auf und schob die schnutzigen Manschetten von den fleischigen Händen zurück; „weiß wohl, daß Ihr vor Reid bersten möchtet, weil's mit Euren Versen wie mit Euren Kleidern geht, sie gefallen Niemandem!“

Die Gesellschaft lachte. „Das laßt Du ihm gut gegeben!“ raunte ihm der Rentner zu, der für sein Leben gern die Leute aneinander hezte.

„Ei,“ meinte der Damenschneider höhnlisch, „wie sich die Zeiten ändern! Sonst gefielen den Leuten meine Kleider und euch meine Gedichte — jetzt nicht mehr. Ehedem vererbten sich Talente vom Vater auf den Sohn, jetzt ver-

erben sie sich gar vom Schwiegersohn auf den Schwiegervater!"

Den Meisten waren die Worte Nichol's unverständlich, desto verständlicher aber waren sie für den braven Krämer. „Wer wagt das zu sagen, daß Monsieur Martini mein Schwiegersohn ist?" fuhr er zornig heraus, indem er aufsprang und den Stuhl zurückschleuderte. „Noch ein solches Wort, Schneider, und ich breche Dir die Knochen im Leibe entzwei!"

Der Damenschneider war doch etwas bleich geworden, als er den Sturm, den er heraufbeschworen hatte, so plötzlich losbrechen sah; aber er faßte sich schnell und sagte: „Ja, ich begreife nicht recht, was Ihr Euch so ereifert, Nachbar; die Sache ist ja gar nicht der Rede werth. Der Herr Martini ist ein hübscher Mensch, warum soll er Eurer Tochter nicht gefallen? Ihr hättet nur sehen sollen, wie glücklich neulich die Beiden im Tuileriengarten waren! Ich dachte, Ihr wüßtet darum, denn der junge Herr leistet ja allabendlich Eurer Tochter Gesellschaft, während wir hier beim Weine sitzen."

Der Krämer war bald bleich, bald roth geworden. „Gnade Euch Gott, wenn Ihr gelogen habt!" leuchte er mit heiserer Stimme, riß den Hut vom Nagel und stürmte hinaus.

Man kann sich denken, welches Entsetzen das unerwartete Erscheinen Rapp's bei seiner Tochter, dem Poeten und der alten Mutter Martini hervorrief. Claire verbarg das blonde Köpfchen weinend in die Hände, die alte Mama ließ vor Schrecken den Strickstrumpf fallen und nur Arthur behielt seine Besonnenheit.

„Eine saubere Tochter, eine saubere Gesellschaft!" leuchte der dicke Krämer kirschroth vor Zorn. „Und die Gäste in der Weinstube müssen mir altem Esel erst den Saar stechen. Daß ich das an meinem einzigen Kinde erleben muß! Damit war der Uebergang zur elegischen Stimmung für Rapp gewonnen, er ließ sich in den Stuhl sinken und stützte den Kopf auf beide Hände.

„Aber, Monsieur Rapp, ich begreife nicht —" wagte Arthur zu bemerken.

„Was?" fuhr dieser auf. „Sie begreifen nicht, begreifen nicht, mein Herr, daß Sie mir eine Schande angethan haben? Eine schwere Schande, sage ich, denn erst müssen Sie vier-spännig fahren können, ehe Sie meine Claire bekommen, darauf können Sie Gift nehmen!"

„Ein Mann, ein Wort," rief Arthur, begierig nach diesem Ausweg greifend. „Jetzt verlasse ich Sie, Monsieur Rapp, Sie werden sich alsdann eher beruhigen! Adieu, meine Claire, nicht wahr, wir bleiben uns treu, bis ich in der vier-spännigen Kutsche komme!"

Sie fiel ihm weinend um den Hals. „Bis in die Ewigkeit!" küßte sie.

Die von dem neidischen Damenschneider hervorgerufene Katastrophe hatte für alle Beteiligten viel Unangenehmes in ihrem Gefolge. Der alte Rapp schämte sich und betrat mit keinem Fuße seit jenem Abende wieder die Weinstube bei St. Sulpice. Mutter Martini wagte sich nicht mehr in den Laden Rapp's, wo sie bisher immer überreiches Maß und oft genug auch Kredit erhalten hatte, und für die beiden Hauptpersonen der tragischen Geschichte, den liebenden Poeten und seine Claire, waren die schönen Tage, die sie in der letzten Zeit genossen hatten, mit einem Schlage vorüber.

Unter solchen Umständen konnte es Arthur noch als ein Glück bezeichnen, daß die Kaiserin Eugenie von Fontainebleau nach den Tuileries zurückkehrte und Claire ihre Stellung bei ihr wieder antreten mußte; so war es für ihn doch ab und zu möglich, seine Geliebte im Tuileriengarten zu sprechen. „Wäre nur erst das Trauerspiel fertig!" Das war der Angelpunkt all-

ihrer Hoffnungen, und die gute Alte daheim, wenn sie Morgens und Abends in St. Sulpice ihre Andacht verrichtete, schloß stets das Trauerspiel ihres Arthur's mit in ihr Gebet ein.

Der junge Martini arbeitete mit großer Emsigkeit daran und endlich war das Trauerspiel vollendet, abgeschrieben und an den Direktor eines der zahlreichen Theater von Paris abgesandt. Arthur sah sich heimlich schon nach einer Equipage um, die ihn nach seinen Triumphen vier-spännig vor die Kadenthüre Rapp's bringen sollte, denn er hoffte zuversichtlich, daß sein Stück einen großartigen Erfolg haben würde.

Aber es sollte ganz anders kommen, als seine aufgeregte Dichterphantasie ihm vorgepiegelt hatte, denn die Antwort des Theaterdirektors ließ nicht lange auf sich warten. Das Manuscript wurde mit höflichem Bedauern als nicht geeignet zur Aufführung wieder zurück gesandt. Arthur empfand zwar diesen ersten Schlag tief genug, verlor aber dadurch den Muth nicht, bei anderen Pariser Theatern weitere Versuche zu machen. So wanderte sein Schmerzenskind von Bureau zu Bureau, bis in Paris allein die kaiserlichen Theater übrig blieben, bei denen er noch nicht gewagt hatte, anzuklopfen. Der junge Martini hatte immer gehört, daß es dort vor Allem auf Protektion ankäme, und die besaß er leider nicht, jetzt blieb ihm aber keine andere Wahl, und Mutter Martini trug zum so und so vielen Male das Packet unter Segenswünschen selbst zur Post. Aber es kam noch schneller als aus den anderen Bureaux zurück, und die Herren vom kaiserlichen Theater hatten es nicht unterlassen zu dürfen geglaubt, der Abweisung noch eine Kritik beizufügen, indem sie ihm schrieben, daß es eine mißliche Sache sei, wenn kleine lyrische Talente, wie es viele gäbe, an größere Stoffe, die sie nicht beherrschen könnten, sich heranwagten.

So waren also Arthur's schönste Hoffnungen gänzlich zu nichte geworden.

In seiner verzweifelten Stimmung eilte er zu seiner Claire in den Tuileriengarten; seine Leidensgeschichte war halb genug erzählt, und wenn auch Arthur's Glaube an seinen Dichterberuf stark erschüttert war, so konnte er es doch seiner Geliebten gegenüber unmäßig zugeben. „Hätte ich nur eine einzige hochgestellte Person gehabt," schloß er darum, „die sich für mich und meine Verse interessirt hätte, dann würde mein Trauerspiel nicht zurückgeschickt worden sein; einem armen Poeten in der Dachkammer glaubt man dagegen Alles bieten zu können!"

Claire waren bei den hoffnungslosen Eröffnungen Arthur's die Thränen in die Augen getreten, und sie hatte ihr Köpfchen sinken lassen; plötzlich aber schien ihr ein glücklicher Gedanke gekommen zu sein, sie sprang auf und rief: „Ich hab's, ich hab's! Ich verschaffe Dir einen Fürsprecher, aber ein Gedicht, so schön, wie Du es nur machen kannst, mußt Du mir für den Namenstag der Kaiserin verfertigen."

Arthur machte zwar ein etwas ungläubiges Gesicht, aber er versprach, es seiner Claire zu liefern.

3.

Der 16. März, der Namenstag der Kaiserin Eugenie, war gekommen, und unter dem reichen Blumenstau, mit dem das Bouboir der schönen Frau von ihren Dienerinnen geschmückt war, fand sie auch ein Gedicht, das ihr gewidmet war und in sinniger Weise den festlichen Tag feierte.

Die Kaiserin Eugenie hatte die Eigenheit, daß sie jedes ihr gewidmete Gedicht las und darin ein Zeichen persönlichen Interesses des Dichters sah. Auch heute erkundigte sie sich sogleich nach dem Verfasser des wirklich recht hübschen Gedichtes, und als ihr Claire, ihre Lieblingszofe, unter Thränen gestand, daß ihr

Bräutigam es sei und welches Mißgeschick er mit seinem Trauerspiel gehabt habe, streichelte sie dem Mädchen gutmüthig die Wangen und versprach lächelnd, wenn sie auch beim Direktor der kaiserlichen Theater machtlos sei, doch bald für den jungen Mann so sorgen zu wollen, daß er eine gute Stelle bekäme; ihr Kabinetsekretär mußte sich Namen und Wohnort sogleich aufschreiben.

Abends war, wie alljährlich, zwangloser Empfang in den Tuileries, auch Rouher, der durch seine Ergebenheit an das bonapartistische Haus bekannte Premierminister Kaiser Napoleon's III., war zugegen, und sogleich erinnerte sich Eugenie ihres Schützlings.

„Apropos, mein lieber Minister," sagte die Kaiserin, als sie Rouher bemerkte, „Sie haben sich öfter bei mir beklagt, daß ich so selten mit einer Bitte käme. Ich liebe es nicht, die Protektorin zu spielen, aber heute habe ich Jemand, für den ich mich lebhaft interessire und um dessen Versorgung ich Sie bitte."

„Majestät sind überaus gnädig!" versicherte der gewandte Hofmann, sich tief verneigend.

„Seine Majestät der Kaiser wird nichts dagegen haben," fuhr Eugenie fort, „der Mann treibt keine Politik, er ist Schriftsteller, bringen Sie ihn unter, wie Sie können!" Sie wandte sich suchend nach ihrem Kabinetsekretär um, der sogleich herantrat. „Bitte, Herr Marquis," sagte die Kaiserin, „geben Sie Seiner Excellenz die Adresse des jungen Mannes von heute Morgen!" und Rouher empfing die Karte mit einer tiefen Verbeugung. Er war ein kluger Mann und wußte, daß es bisweilen gefährlicher sei, die Befehle der Kaiserin zu vernachlässigen, als selbst die des Kaisers. Er ließ am anderen Morgen sogleich den Bureaudirektor der Kriminalpolizei kommen, bot ihm seinen Wagen an und trug ihm auf, den Protegirten der Kaiserin aufzufuchen und zu ihm zu bringen. Als die elegante Equipage des Ministers in dem kleinen Gäßchen bei St. Sulpice hielt, geriethen die Nachbarn in nicht geringe Aufregung; der dicke Krämer ließ seine Kunden im Laden stehen, stürzte vor die Thüre und kam noch gerade recht, um zu hören, wie ein eleganter Herr nach Monsieur Martini frug. Sein poetischer Konkurrent, der Damenschneider, hatte zwar einen sehr langen Hals zum Fenster hinaus gemacht, hatte aber trotzdem nicht erfahren können, um was es sich handelte.

Auch Arthur war höchst erstaunt und bestürzt, als der Bureaudirektor bei ihm eintrat und ihn ersuchte, im Auftrage seines Chefs ihm nach dessen Amtswohnung zu folgen. Arthur folgte ihm voller unbestimmter böser Ahnungen, und bald darauf rollte der Wagen über das Pflaster dahin.

Erst von Rouher selbst erfuhr der Poet, daß es sich um sein Glück handelte, daß keine geringere Person als die Kaiserin für ihn Fürsprecherin geworden war.

„Ich habe," schloß der Minister seine Auseinandersetzungen, „eine angenehme Stelle für Sie, die einträglich ist, ohne daß sie bestimmte technische Vorkenntnisse forderte, es ist die Unterpräfektur von Oléron, freilich etwas abgelegen, wollen Sie dorthin gehen?"

„An's Ende der Welt, Excellenz!" rief der Dichter voll Enthusiasmus, „wenn Sie es befehlen! Aber —"

„Kein Aber, mein Lieber," unterbrach ihn Rouher lächelnd; „ich freue mich, daß Ihnen die Stelle zusagt. Die Ernennung soll noch heute ausgefertigt werden, in vierzehn Tagen können Sie Ihren Posten antreten, die erste Vierteljahrsquote Ihres Gehaltes können Sie schon morgen erheben, ich will sogleich die Verfügung treffen lassen. Und nun adieu, und vergeßen Sie nie, daß Sie Alles Ihrer Majestät unserer allergnädigsten Kaiserin verdanken!" —

Erst Claire, die glückliche Braut. Ist die Arthur die Räthsel, die für ihn bisher unentwirrbar gewesen waren, und da Papa Rapp nichts mehr gegen den poetischen Schwiegerohn einzuwenden hatte, so konnte der junge Martini eines schönen Tages, wie er versprochen hatte, vier-spännig die kleine Gasse heraufgefahren kommen, um sein Clairchen zur Trauung in St. Sulpice abzuholen. Der alte Rapp gab sogar seinen Krämerladen auf, um dem Schwiegerohn nach Oléron zu folgen. Der neue Unterpräfekt hatte zwar seine große Bedenken, wie er seinem Posten bei dem Mangel aller Kenntnisse, die für eine so bedeutende Verwaltungsstelle nothwendig sind, gerecht werden würde, aber ein alter Kanzleibeamter vom Ministerium tröstete ihn damit, daß, wenn Gott Einem ein Amt gäbe, er ihm auch den Verstand dazu schenke.

Einige Zeit später erkundigte sich Rouher bei Gelegenheit einer Soirée in den Tuileries bei der Kaiserin, ob sie mit der Versorgung des

Herrn Martini zufrieden sei. „Martini, Martini?“ überlegte die Kaiserin. „Ich muß zu meinem Bedauern gestehen, lieber Rouher, daß ich einen Mann des Namens gar nicht kenne!“

Der Minister war etwas verblüfft. „Majestät hatten vor einem halben Jahre die Gnade,“ sagte er, „mir aufzutragen, für einen jungen Schriftsteller in der Gasse St. Sulpice zu sorgen, der den Namen Martini trug!“

„Ah, jetzt entsinne ich mich!“ rief die Kaiserin lachend. „Sie meinen den damaligen Bräutigam meiner Jose; er hatte mir ein sehr hübsches Gedicht zu meinem Namenstag überreicht. Wo haben Sie ihn denn hingesteckt?“

Das Gesicht des Ministers hatte sich sehr bedenklich bei dieser Mittheilung verlängert; er hatte geglaubt, es mit einem ganz besonderen Liebling der Kaiserin zu thun zu haben, weil sie sich gerade an ihrem Namenstage so angelegentlich für ihn verwendet hatte, und nun war er nichts weiter, als der Geliebte der Jose der Kaiserin! Und diesem Manne, der mit

einer Schreiberstelle hätte abgefertigt werden können, hatte er die Unterpräfektur von Oléron übertragen! Natürlich hütete er sich weislich, der Kaiserin zu gestehen, welchen Posten er Martini anvertraut hatte.

„Majestät,“ antwortete er zögernd, „der junge Mann hat — ein einträgliches Pöstchen auf Oléron erhalten, er wird — sehr zufrieden sein!“

„Das freut mich, Rouher,“ sagte die schöne Frau freundlich, „Sie haben zwei Menschen dadurch glücklich gemacht!“

Gern hätte der Minister nun Martini von seinem Posten wieder abgerufen, aber einestheils fürchtete er, daß sein Mißgriff dadurch bekannt werden könne, andernteils gab sich, wie er erfuhr, der junge Mann viel Mühe in seinem Amte, so daß sich kein genügender Grund zu seiner Entfernung finden ließ. Martini blieb denn auch auf seinem Posten, avancirte sogar zum Präfekten, und erst im Jahre 1871 mußte er, wie die meisten kaiserlichen Beamten, sein Amt

Humoristisches.



Ein schüchterner Werber.

Liebe Auguste — könnten Sie mich wohl ein Bißchen lieb haben?
— Nein — wegen eines Bißchens fange ich gar nicht erst an!



Die Selige.

Erster Junge: Das ist auch nicht übel, die schreibt auf ihr Schild, daß sie eine selige Wittwe ist!
Zweiter Junge: Das verstehst Du nicht, die hat halt einen recht bösen Mann gehabt.

niederlegen; dasselbe war aber so einträglich gewesen, daß er sich in der Umgegend von Paris eine hübsche Villa bauen und als Rentner leben konnte. Dort wohnt er noch heute und unterhält in seiner Muße einen außerordentlich regen Verkehr mit Dichtern und Schriftstellern, aber selbst gedichtet hat er nie wieder, seitdem er Präfekt geworden war, und sein Trauerspiel, an das er einst so große Hoffnungen geknüpft hatte, hat er in einer guten Stunde selbst den Flammen geopfert. „Denn,“ sagte er oft lächelnd, „man muß vom Dichterglück nicht zu viel verlangen, ich bin mit dem Honorar sehr zufrieden, das meine poetischen Erzeugnisse mir gebracht haben.“

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Eine kurzweilige Lektüre muß die Novelle sein, die der japanische Dichter Kioyie-Batin verfaßte, den ein deutscher Literaturhistoriker den „japanischen Iadens“ nannte. Diese Novelle umfaßt nämlich 106 Bände und besand sich während einer Dauer von 38 Jahren unter der Presse. [R.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 37.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 35:
Tugend, die ewig bewacht werden muß, ist der Schildwache nicht werth.

Räthsel.

I.

Mit g in der Mitte bin ich ein Thier;
Mit einem n erschein' ich Dir,
Geliebter Leser, Jahr für Jahr
Mit gleicher Buntlichkeit, ob zwar —
Was gegen alle Billigkeit —
Nicht selten treffen Schelte
Mich wegen meiner Kälte.

Adolf Nagel.

Auflösung folgt in Nr. 37.

II.

Kennst Du die Kuhställe, die stets herbe
Erscheinet Dir in ihrem Eingang zwar,
Doch deren Inneres ein sich'res Erbe
Und deren Ausgang bietet Berge dar?

Auflösung folgt in Nr. 37. [M. Paul.]

Auflösung des Räthsel-Sonetts in Nr. 35:
Nebelhorn.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Fremb, gedruckt und herausgegeben
von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.